

ANTISEMITISMUS IN DEUTSCHLAND

»Israel steht im Fokus des Hasses«

Monika Schwarz-Friesel, 57, ist Antisemitismusforscherin und Kognitionswissenschaftlerin an der TU Berlin.

»Die Juden sind das größte Elend der Menschheit.« »Ich hasse Juden so sehr.« Das sind Beispielsätze aus unserer Langzeitstudie *Antisemitismus 2.0 und die Netzkultur des Hasses*. Zehn Jahre lang, von 2007 bis 2018, haben wir 300.000 Kommentare analysiert. Aus Diskussionsforen, Ratgeberportalen, sozialen Netzwerken, von Twitter bis Facebook. Das Ergebnis: Der Judenhass hat zugenommen, in Quantität und Qualität. Die Anzahl antisemitischer Online-Kommentare hat sich vervierfacht, die Zahl der NS-Vergleiche und Gewaltfantasien steigt. Unsere Studie zeigt: Es handelt sich nicht um eine gefühlte Bedrohung, sondern um eine reale Bedrohung; nicht um eine gefühlte Radikalisierung, sondern um eine reale Radikalisierung.

Das Internet ist nicht abzukoppeln von der realen Welt. Der einzige Unterschied ist, dass die Antisemiten im Netz ehrlicher sind. Tabuisierung spielt dort keine Rolle. Der Antisemitismus ist ein gesamtgesellschaftliches Phänomen, er kommt aus allen Bereichen, von links, von rechts, aus der Mitte, es gibt muslimischen Antisemitismus.

Israel steht im Fokus des Hasses. Dieser israelbezogene Antisemitismus hat nichts mit legitimer Kritik an der Politik Israels zu tun. Es gibt dabei Strategien der Umdeutung. Linke oder gebildete Antisemiten etwa stehen nicht zu ihrem Judenhass. Sie schreiben dann, ich habe nichts gegen Juden, aber was Israel tut, erinnert mich an die NS-Zeit.

Ich werde oft gefragt, warum der Antisemitismus so resistent ist, warum der Holocaust keine Wende gebracht hat? Das ist eine einfache Rechenaufgabe: Wir haben 2000 Jahre »Kulturgut« Judenhass und gerade einmal 50 Jahre Aufklärung und ineffektive Bekämpfung. Judenfeindschaft ist anpassungsfähig wie ein Chamäleon, je nach gesellschaftlicher Lage wurden die Juden im Laufe der Jahrhunderte als Christus-Mörder, Brunnenvergifter oder Weltverschwörer charakterisiert.

Der aktuelle Antisemitismus ist der alte Antisemitismus, ein Echo der Vergangenheit. Jahrhundertalte Stereotype werden reaktiviert und auf Juden, Judentum und Israel projiziert. Das sind Fakten, das Ergebnis jahrelanger Analysen.

Diese Auseinandersetzung mit Hass belastet einen sehr, ich habe auch schon Mitarbeiter verloren, sie haben gesagt, ich kann nicht mehr. Es führt zu Alpträumen, wenn man immer wieder lesen muss: »Juden ins Gas.« Ich erlebe in meiner Arbeit fast täglich Anfeindungen und habe eine ganze Sammlung von entsprechenden Briefen und Mails.

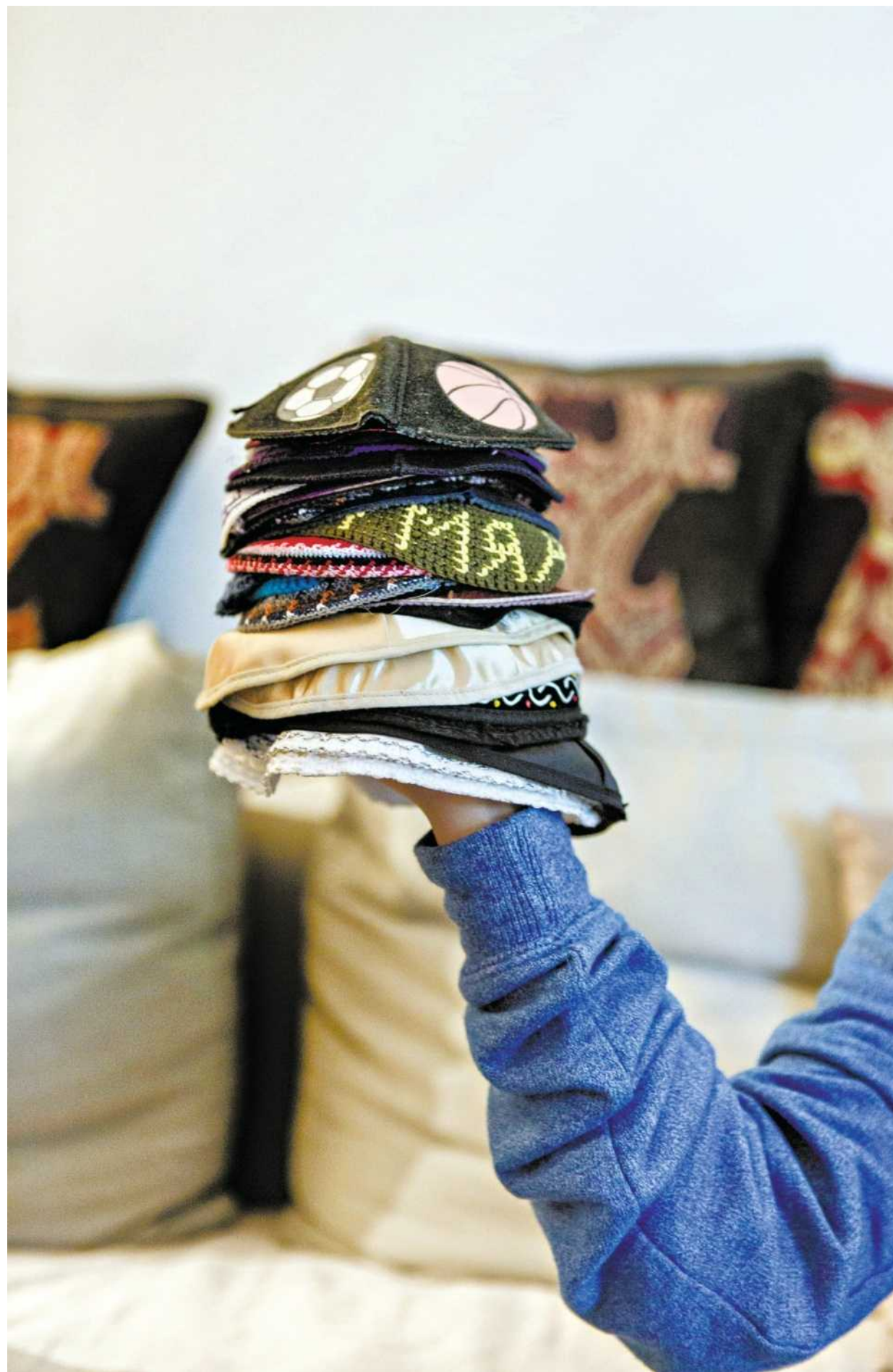
Ich fordere seit Langem einen Paradigmenwechsel in der Erklärung und Bekämpfung von Antisemitismus. Es reicht nicht aus, sich im Geschichtsunterricht nur auf die Shoah zu konzentrieren. Man darf die 2000 Jahre davor nicht auslassen, man wird sonst nicht verstehen, dass der Judenhass ein kulturhistorisches Phänomen ist, tief eingegraben im abendländischen Denken und Fühlen.

»Auf dem Namensschild stand Adolf Hitler«

Manfred Levy, 64, ist Lehrer und Mitarbeiter am Pädagogischen Zentrum des Fritz-Bauer-Instituts und des Jüdischen Museums in Frankfurt am Main.

»Adolf Hitler« hatte ein Schüler auf sein Namensschild geschrieben. Ein Achtklässler, im Englischunterricht. Es war mein erster Arbeitstag an einer integrierten Gesamtschule in Frankfurt. Was Antisemitismus betraf, hatte ich zuvor in einer heilen Arbeitswelt gelebt, ich war 15 Jahre lang an einer jüdischen Schule. Weil ich neue Herausforderungen suchte, wechselte ich an diese Schule in einem Brennpunktviertel. Das war meine erste Begegnung mit der realen Schulwelt. Es war ein Schock.

Nicht erst heute, auch damals schon, vor zehn Jahren, war Jude als Schimpfwort in unseren Schulen oft zu hören. Es wurde nur in den Medien nicht so viel darüber berichtet. Diese Schüler wurden komischerweise immer zu mir geschickt. Falls die Lehrer überhaupt reagiert haben, manche haben auch weggehört. Ich habe diesen Schülern den Auftrag gegeben, eine jüdische Institution in Frankfurt zu besuchen und davon im Klassenrat zu berichten. Das haben einige gemacht, die meisten nicht, und oft kamen Eltern, die sich darüber beschwerten, ich würde ihnen und ihren Kindern unterstellen, sie seien antisemitisch.



Ein jüdischer Junge aus Frankfurt am Main zeigt seine verschiedenen Varianten der Kippa

Es geht alle an

Der Judenhass in Deutschland nimmt zu. Was tun? Seit dieser Woche gibt es eine neue Anstrengung: Die Initiative stopantisemitismus.de, ein Projekt der ZEIT-Stiftung. Hier erzählen drei der beteiligten Experten von ihren Erfahrungen

Nachrichten aus Deutschland, aus den vergangenen beiden Jahren: Am 1. Mai marschieren Neonazis mit Fackeln und Trommeln durch Plauen in Sachsen.

Wenige Wochen zuvor beklagt die Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus eine starke Zunahme jüdenfeindlicher Vorfälle in Berlin: 1083 im Jahr 2018, gegenüber 951 im Vorjahr. Besorgniserregend sei die fortschreitende Gewaltbereitschaft und Verrohung.

Ende Mai 2019 wird auf das Haus eines jüdischen Ehepaares bei Hannover ein Brandanschlag verübt, die Täter sprühen mit roter Farbe »Jude« auf die Haustür.

Im Dezember vergangenen Jahres erscheint eine Studie der Frankfurter Soziologin Julia Bernstein. Sie hat über 200 Interviews geführt mit jüdischen Schülern, Eltern und Lehrern.

Ergebnis: »Jude« als Schimpfwort ist verbreitet auf unseren Schulhöfen; das Ausmaß, in dem von Hitlergrüßen, Hakenkreuzen und Holocaust-Witzen berichtet wurde, ist erschreckend. Es habe eine Enthemmung stattgefunden, sagt Julia Bernstein.

Im Frühjahr 2018 wird an einer Berliner Grundschule ein Mädchen beschimpft und mit dem Tod bedroht, weil sie nicht an Allah glaube. Wenig später schlägt in Berlin ein junger Syrer auf einen israelischen Staatsbürger ein, der eine Kippa trägt.

Die Aufzählung ließe sich problemlos verlängern. Antisemitismus nimmt zu, wird sichtbarer. Er ist ein gesamtgesellschaftliches Phänomen. Was tun? Wie bekämpft man ihn? Lässt sich eine Gesellschaft gegen Judenfeindschaft impfen?

In dieser Woche startet eine neue, bundesweite Initiative: stopantisemitismus.de heißt sie und ist ein Zusammenschluss von Experten gegen Antisemitismus aus ganz Deutschland. Unter

ihnen sind Lehrer, Wissenschaftler, Psychologen, Journalisten, Vertreter des Zentralrats der Juden und des Zentralrats der Muslime. Ins Leben gerufen wurde das Projekt von der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius, nach einer Idee von Giovanni di Lorenzo, Kuratoriumsmitglied der ZEIT-Stiftung.

Die Initiative will über den alltäglichen Antisemitismus informieren und aufklären, sie unterstützt Zeugen und Betroffene antisemitischer Vorfälle. Dafür haben die Experten eine Website entwickelt, mit Handlungsempfehlungen und Argumentationshilfen gegen antisemitische Äußerungen – ob auf der Straße, dem Pausenhof oder im Internet. Es ist eine Anlaufstelle für jene, die Haltung zeigen wollen.

Die Website ist seit dem 12. Juni online. Hier, in der ZEIT, berichten drei der Experten und Unterstützer von ihren Erfahrungen mit Antisemitismus – und was sie dagegen tun.

ARNFRID SCHENK

Seit einigen Jahren bin ich am Pädagogischen Zentrum des Fritz-Bauer-Instituts und des Jüdischen Museums. Wir haben ein Bildungsprogramm entwickelt, es heißt »AntiAnti – Museum Goes School«. Es ist für berufsbildende Schulen konzipiert, Schulen, an denen es sehr viele muslimische Schüler gibt, sehr viele Schüler mit Migrationshintergrund. Wir machen präventive Bildungsarbeit, gegen Antisemitismus, gegen Rassismus. Wir setzen dabei an der eigenen Familiengeschichte der Jugendlichen an, ihren eigenen Diskriminierungserfahrungen.

Es geht uns darum, Zugänge zu jüdischer Kultur und Geschichte zu schaffen. Wir besuchen auch ein christlich-jüdisches Seniorenheim, die Jugendlichen sprechen dort mit einem Rabbiner. Das ganze Programm läuft über ein halbes Jahr, es gibt Workshops, zu den drei monotheistischen Religionen etwa oder zur medialen Konstruktion von Juden und Muslimen in Filmen und Zeitungen. Die Schüler kannten vorher keine Juden. Wenn sie mich zum ersten Mal sehen, sind sie irritiert. Es bewirkt viel, wenn sie erkennen, dass ich nicht ihrem Bild entspreche, das sie sich von Juden machen. Zum Abschluss feiern wir ein Fest im Jüdischen Museum, wir laden dazu auch die Eltern der Schüler ein. Es kommen nur wenige. Eine Schülerin hat deshalb das letzte Mal gesagt: Sie sollten das Projekt auch mit unseren Eltern machen.

Der Schüler, der »Adolf Hitler« auf sein Namensschild geschrieben hatte, hatte übrigens keinen Migrationshintergrund. Ein halbes Jahr nachdem ich diese Schule verlassen hatte, stand auf dem Schulzaun »Hr. Lewi, du Jude«. Umrahmt von Hakenkreuzen.

»Bist du jetzt Jude, oder was?«

Burak Yilmaz, 31, ist Sozialarbeiter in Duisburg. Er leitet das Projekt »Junge Muslime in Auschwitz«.

Ich mache diese Fahrten nach Auschwitz seit fast zehn Jahren. Auslöser war der Satz eines Schülers: »Warum soll ich mich für deutsche Geschichte interessieren, wenn ich doch nicht als Deutscher wahrgenommen werde?« Das hat mich beschäftigt. Ich habe mit vielen Jugendlichen darüber gesprochen und stellte fest: Der Geschichtsunterricht erreicht sie nicht. Er geht nicht auf ihre Migrationsgeschichte ein, ist zu sehr auf die Mehrheitsgesellschaft zugeschnitten.

Die jungen Männer, mit denen ich arbeite, sind zwischen 16 und 20 Jahren alt. Sie kommen aus Hauptschulen, Gymnasien oder machen eine Ausbildung. Viele von ihnen wurden antisemitisch sozialisiert, über ihre Familie, über türkische oder arabische TV-Sender, haben aber Zweifel an dieser Sicht.

Manche hauen Sprüche raus wie: »Sei nicht so geizig wie ein Jude« oder »Hör auf, hier so herumzujuden«. Wenn ich sie darauf anspreche, fragen sie, warum ich mich so aufrege, ihre Lehrer würden da gar nicht drauf reagieren. Dieses Wegschauen ist fatal.

Ich arbeite mit den Jugendlichen ein Jahr lang zusammen. Wir setzen uns mit gegenwärtigem Antisemitismus auseinander. In den sozialen Medien, in der Popkultur. Rapper wie Kollegah sind schon lange auf einem Verschwörungstrip, in den Videos trug der Teufel auch schon mal einen Davidstern. Ich analysiere mit den Jugendlichen Texte und Bildsprache, damit sie das Zeug nicht so plump absorbieren.

Bevor wir nach Auschwitz fahren, setzen wir uns mit der Duisburger Geschichte auseinander, gehen hier ins Zentrum für Erinnerungskultur. Dieser lokale Ansatz holt die Schüler am ehesten ab. Sie begreifen: Auschwitz ist nichts Abstraktes. Auch aus der Strafe, in der sie aufgewachsen sind, wurden Menschen deportiert. In Auschwitz sind wir drei Tage, es gibt Führungen, Diskussionen und eine Nachbereitung.

Anschließend entwickeln wir ein Theaterstück, das basiert meist auf einem Gruppentagebuch, das die Jugendlichen geschrieben haben. Aber auch auf Erfahrungen aus ihrem Leben. Einmal war ein Schüler dabei, der schon als Fünfjähriger die Charta der radikal-islamischen Hamas auswendig lernen musste. In dem Stück ging es dann um einen Sohn, der von seinem Vater mit Judenhass indoktriniert wurde, sich davon emanzipiert, dabei aber auch Schuldgefühle hat. Wir tourten damit drei Jahre lang durch Schulen.

Viele der Jugendlichen, die bei uns mitmachen, müssen sich rechtfertigen, vor Eltern und Geschwistern, vor Freunden. Zwar finden die meisten Eltern gut, dass sich ihre Söhne so engagieren. Aber bei Weitem nicht alle. »Bist du jetzt Jude, oder was?« müssen sich manche anhören. Ein Junge erzählte mir, dass seine Familie einen Davidstern an seine Zimmerwand kritzelte.

Aufgezeichnet von Arnfrid Schenk

»Wir stehen unter...« Fortsetzung von S. 61

ZEIT: Sie hadern mit Ihrer Zufut.

Ferguson: Ich möchte historisches Wissen demokratisieren, nicht nur Studenten unterrichten. Deswegen habe ich Fernsehsendungen und Bücher für ein breites Publikum gemacht. Ich erinnere mich an einen Busfahrer, der zu mir sagte: Gestern Abend habe ich Sie im Fernsehen gesehen, das war wirklich interessant! Ich fühlte mich dabei besser als nach all dem Unterricht, den ich in diesem Semester in Oxford gegeben hatte.

ZEIT: Macht Sie Ihre Arbeit eigentlich glücklich?

Ferguson: Ich bin einer dieser altmodischen Calvinisten, für die Glück nur das zufällige Nebenprodukt ihrer Arbeit ist. Das ist eine ziemlich optimistische Sichtweise für mich, aber ich glaube, dass die Leute nicht nur Müll vorgesetzt bekommen wollen. Sie wollen die Welt besser verstehen. Und darauf sollten wir uns einlassen, statt uns in elitären Institutionen zu verschanzten.

ZEIT: Geben Sie deswegen Interviews, obwohl Sie sie gar nicht mögen – um aus dem akademischen Diskurs auszubrechen?

Ferguson: Sie werden ja wahrscheinlich auch wieder nur einen Artikel schreiben, in dem steht, dass ich ein Konservativer bin.

ZEIT: Das sind Sie doch auch, oder?

Ferguson: Ich würde lieber als jemand gesehen werden, der einen Beitrag zur historischen Methodik geleistet hat. Es redet auch niemand von einer »konservativen Physikerin«, selbst wenn sie es ist. Ich würde es gerne mit Max Weber halten: Man muss die Politik beiseitelegen, wenn man einen Hörsaal betritt. Historiker sind keine politischen Agenten.

ZEIT: Was ist so schlimm daran, als konservativer Historiker zu gelten?

Ferguson: Dieses Label wird verwendet, um meine Arbeit zu diskreditieren. Viele Wissenschaftler glauben, dass Konservative schlechte Menschen sind, und deshalb fangen sie gar nicht erst an, meine Bücher zu lesen. Die Leute brauchen einen rechten Historiker, den sie hassen können.

ZEIT: Dasselbe höre ich übrigens von Wissenschaftlern und Intellektuellen, die als links gelten.

Ferguson: Das Gefühl, in einer Karikatur gefangen zu sein, ist sehr frustrierend. Ich bin zu einem

Schluss gekommen: Autoren müssen zusammenarbeiten. Ich habe im *Atlantic* gerade einen Artikel veröffentlicht mit einem meiner Schüler, der sehr weit links von mir steht. Wir sind uns in kaum einer politischen Frage einig. Aber den Wandel in der amerikanischen Gesellschaft, die neuen Generationenkonflikte konnten wir dennoch analysieren und erklären. Diese Art der Partnerschaft zwischen Rechten und Linken ist der einzige Weg in die Zukunft.

Das Gespräch führte Anna-Lena Scholz